

Michael Brenner

Vorwort

Das gesprochene hebräische Wort erklang in München eher selten. Gewiss, man hörte es bis 1938 in den Gebeten der orthodoxen Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße wie auch der liberalen Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße, man hörte es wieder zwischen 1947 und 2006 in der 1931 erbauten Synagoge in der Reichenbachstraße, und man hört es heute in der neuen Hauptsynagoge am St.-Jakobs-Platz sowie den drei weiteren Münchner Synagogen. Aber außerhalb dieses sakralen Rahmens muss man nach dem gesprochenen hebräischen Wort schon etwas genauer suchen. Am ehesten fündig wird man in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als München ein Zentrum der jüdischen Überlebenden wurde. Diese sogenannten Displaced Persons gründeten im Mai 1946 das einzige hebräische Gymnasium in der deutschen Geschichte. In der Möhlstraße 45, inmitten zahlreicher anderer jüdischer Institutionen, lernten 120 Schüler in sechs Klassen. Im selben Gebäude waren auch die jüdische Volksschule mit 110 Schülern und ein Kindergarten mit 35 Kindern untergebracht. 1951 bereits schloss das Gymnasium seine Tore, die meisten jüdischen Displaced Persons waren mittlerweile ausgewandert. Zwei Jahre später schloss auch das bei den amerikanischen Militärbehörden akkreditierte Konsulat des neuen Staates Israel in der nahegelegenen Maria-Theresia-Straße 11. Erst 2011 folgte dann wieder die Errichtung eines israelischen Generalkonsulats in München.

Häufiger als auf gesprochenes Hebräisch trifft man bei akademischen Forschungen auf das geschriebene hebräische Wort in der bayerischen Hauptstadt. Die für WissenschaftlerInnen in aller Welt einmalige Hebraica-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek, deren Grundstock schon im 16. Jahrhundert angelegt wurde, zog zahlreiche wichtige Hebräisch-Forscher nach München. Unter ihnen waren der führende Bibliograph hebräischer Literatur, Moritz Steinschneider und der spätere Begründer der Erforschung jüdischer Mystik, Gershom Scholem, der wegen der Hebraica-Sammlung nach dem Ersten Weltkrieg München als den Ort für seine Promotion wählte.

Weniger bekannt ist der große hebräische Gelehrte Raphael

Natan Rabbinowicz, der 1862 genau genommen nicht wegen eines hebräisches Buches, sondern wegen des größtenteils auf Aramäisch geschriebenen Talmuds, dessen einzige komplette mittelalterliche Handschrift sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek befindet, nach München kam. Ermöglicht durch die Unterstützung des Numismatikers Abraham Merzbacher arbeitete er an einem kritischen Apparat zu einer neuen Talmudausgabe. 1868 erschien der erste Band seines großangelegten Werkes: „*Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum*“, weitere fünfzehn Bände sollten folgen.

Die Gastherausgeberin dieses Heftes, Dr. Eva Tyrell, Historikerin und promovierte Judaistin, ist Mitarbeiterin bei Public History im Münchner Kulturreferat und hat ihr Studium einst am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur begonnen. Sie stieß bei ihren Recherchen in den Münchner Archiven und Bibliotheken auf zahlreiche in hebräischer Schrift verfasste Dokumente und erhielt dadurch die Inspiration für diese Ausgabe dieser Zeitschrift, die einige bisher unbekannte Dokumente enthält.

In meinen Berufungsverhandlungen an der LMU vor über 25 Jahren schien es mir besonders wichtig zu sein, dass ein neu-einzurichtender Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur auch ein Lektorat für Neuhebräisch (Ivrit) enthält. Die Universitätsleitung entsprach damals diesem Wunsch und richtete eine neue Stelle zum Erlernen der hebräischen Sprache ein. Auf diesen Seiten sind die Erfahrungsberichte der Lektorinnen und Lektoren nachzulesen, die seit 1997 an der LMU Ivrit lehren und lehren. Zudem stellt der Freundeskreis des Lehrstuhls seit vielen Jahren Ulpan-Stipendien zum Erlernen bzw. Weiterlernen der hebräischen Sprache in Intensivkursen in Israel zur Verfügung, die unter den Studierenden sehr begehrt sind. Den großzügigen Spendern dieser Stipendien sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Weitere Stipendien werden im übrigen sehr gerne vom Freundeskreis aufgenommen.

Die Originalsprache ist durch nichts zu ersetzen und eröffnet den Lernenden gleichzeitig eine ganze Kulturlandschaft. Auch wenn man vieles in mittlerweile sogar sehr passabel elektronisch angefertigten Übersetzungen nachlesen kann, bleibt doch aktuell, was der Bibel-Übersetzer Franz Rosenzweig einst, anspielend an Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolbergs Anmerkung zu dessen Übersetzung der Ilias, in sein Notizbuch schrieb: „O lieber Leser, lerne Hebräisch und wirf meine Übersetzung ins Feuer“.